Zur Problematik ökumenischer Gottesdienste

Angeregt durch meinen, bewußt vom evangelisch-lutherischen Standpunkt aus geschriebenen Aufsatz und den von W. Sanders in ÖR 27 (1978) 173-185 und 186-202, hat H. J. Urban in ÖR 29 (1980) 30-42 „Der ökumenische Gottesdienst in katholischer Sicht“ einen, wie er selbst sagt, Diskussionsbeitrag veröffentlicht, der in Zustimmung und Abwehr die katholische Position in dieser Frage mit dankenswerter Klarheit herausarbeitet. Dabei werden nicht nur leicht zu bereinigende Mißverständnisse, sondern auch ein sehr tiefgreifender konfessioneller Gegensatz sichtbar, der mit der eigentlichen Gottesdienstfrage nur noch mittelbar zu tun hat, gleichwohl aber für die zutage getretene unterschiedliche Bewertung der ökumenischen Gottesdienste als Ursache zu gelten hat. Ich benutze gerne das Angebot der Schriftleitung, hierzu in Kürze nochmals das Wort zu nehmen.

Was zunächst die Mißverständnisse angeht, so darf ich nochmals unterstreichen, daß ich in meinem Aufsatz keineswegs, wie Urban S. 35 unterstellt, behauptet habe, in katholischer Sicht würden Wortgottesdienste, Stundengebete, liturgische Andachten o.ä. und damit auch ökumenische Gottesdienste nur als „private Frömmigkeitsübungen“ bewertet. Ich habe lediglich von einem „Unschärfefeld zwischen Kirchlichem und Privatem“ gesprochen. Es ist nun einmal so — und das bestätigt Urban in seinem Aufsatz ausdrücklich —, daß nach katholischer Lehre die Eucharistiefeier *der* Gottesdienst, *die* Liturgie im eigentlichen und höchsten Sinne ist, von keinem anderen Tun der Kirche erreichbar oder gar überbietbar, die Spitze einer Pyramide gleichsam, die auf anderen Gottesdienst- und Andachtsformen unterschiedlicher Wertigkeit aufruht. Wortgottesdienste und Stundengebete mögen ihr noch so eng zugeordnet sein, das Eigentliche und Letzte sind sie nicht. Die „Andachtsübungen des Volkes“ schließlich mögen zwar „sehr empfohlen“ sein, dennoch steht „die Eucharistiefeier von Natur aus weit über ihnen“ (Zweites Vatikanisches Konzil, Liturgiekonstitution, Ziff. 7 Ende und Ziff. 13 Ende). Hier von einer Scheidung zu sprechen, die lediglich der *Unterscheidung* dient, wie Urban das S. 37 selbst als „fragwürdig“ bezeichnet, um es dann dennoch beizubehalten, ohne zugleich dem „Höhepunkt“ gegenüber alles andere graduell abzuwerten, das ist mir zu viel Dialektik. Ich stimme Urban voll zu, daß „katholische Theologie (in

diesem Punkt) noch einige Aufgaben hat“ (ebd.). Daß evangelische Theologie derart unterschiedliche Bewertungen nicht vornehmen kann, hat Urban S. 35 richtig erkannt. Es ist aber nicht so, daß „mit der Verkündigung des Wortes Gottes immer das Zentralste und Eigentlichste des eigenen Gottesdienstes eingebracht wird“ — und dies nur im formal-liturgischen Sinn — (während das für die katholische Kirche noch nicht das Zentralste wäre), sondern daß nach evangelischer Überzeugung in *allem* Tun der Kirche, weil es letztlich Verkündigung des Wortes Gottes ist — auch die Abendmahlsfeier, auch das Gebet und Gotteslob, auch die Diakonie usw. —, stets das Eigentlichste und Zentralste geschieht, so daß z. B. ein Gottesdienst ohne Abendmahlsfeier für evangelische Christen keineswegs ein irgendwie noch defizitärer Gottesdienst sein kann. Das Handeln der Kirche, auch ihr gottesdienstliches Handeln, wertend zu unterscheiden, ist evangelischer Theologie fremd, wohingegen Urban mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sehr wohl wertende Unterscheidungen festhält, so schmerzlich das auch ihn selbst ankommen mag. Es ehrt ihn, daß er das zugibt.

Damit sind wir aber bereits beim entscheidenden Kontroverspunkt. Urban kann und muß an den wertenden Unterscheidungen festhalten, weil er an der Möglichkeit „partieller Kirchengemeinschaft“ festhalten muß. Dies deshalb, weil katholische Theologie zwar nicht die Einheit und Unteilbarkeit des Heilsangebotes bestreitet, wohl aber von unterschiedlicher menschlicher Annahme dieses Heilsangebotes durch einzelne und durch ganze Gemeinschaften sprechen zu dürfen glaubt und daraus auch noch „ein grundsätzlicheres Verständnis von Schuld“ (32) herleitet. Hier widerspricht evangelischer Glaube nun allerdings auf das Entschiedenste. Denn nach reformatorischer Überzeugung ist die Annahme des Heilsangebotes selbst Werk der Gnade und des Heiligen Geistes (Kleiner Katechismus, II, 3) und nicht des Menschen. Und weil Gott den Geist „nicht nach dem Maß“ gibt (Joh 3,34), sondern „über alle Maßen“ (ebd.; die Textüberlieferung und damit die Übersetzungsmöglichkeiten dieser Stelle sind nicht ganz eindeutig, aber die Sache ist klar), ist jede Annahme des Heils, sie möge nach menschlichem Ermessen so partiell und defizitär sein wie immer, volle Annahme. Weil die Annahme Werk Gottes und nicht des Menschen ist, unterliegt ihre Beurteilung auch nicht menschlichen Instanzen und Wertkategorien. Das heißt nicht, den Christen „undifferenziert als Gerechtfertigten“ zu sehen (32) — als ob das „*simul justus et peccator*“, das Urban als katholisches Gegenargument aufführt, nicht ein unreformatorischer Satz wäre! —, sondern das heißt, sich und die eigene Kirche radikal dem Urteil Gottes unterstellen. Wenn katholische Theologie und Kirche glaubt, diesem Urteil Got-

tes vorgreifen und nach mehr oder weniger vernünftigen menschlichen Maßstäben Unterscheidungen vornehmen zu dürfen, die dann zur Feststellung „partieller Annahme“ und „partieller Kirchengemeinschaft“ führen, so ist das ihre Sache. Evangelischer Glaube wird ihr darin nicht folgen können.

Von diesem unterschiedlichen Ansatz her wird schließlich auch noch die sehr unterschiedliche Begründung für die Aufrechterhaltung der konfessionellen Spaltungen erhellt: Aus der Überzeugung heraus, selbst die ganze Fülle der Heilswirklichkeit zu repräsentieren, stellt katholische Theologie und Kirche wertende Vergleiche an, listet Gemeinsamkeiten auf und stellt Defizite bei anderen Kirchen fest — ein Musterbeispiel hierfür ist das Ökumenismusdekret selbst. Einheit wird dann erst möglich, wenn diese Defizite aufgefüllt werden. Reformatorische Theologie und Kirche hingegen ist bereit, Kirchesein überall da anzuerkennen, wo das Evangelium verkündigt und die Sakramente dargereicht werden. Alles übrige überläßt sie dem freien Walten des Geistes Gottes. Sie kündigt Kirchengemeinschaft nur dort auf, wo Menschen dem Evangelium Lehren oder Praktiken hinzugefügt haben, die ohne Begründung in der Heiligen Schrift zu Bedingungen des Heils gemacht werden und so das Evangelium verdunkeln. Ob und wie weit dies in der römisch-katholischen Kirche heute noch der Fall ist, dies zu klären steht im Mittelpunkt aller theologischen Dialoge zwischen den noch getrennten Kirchen. Es könnte durchaus dazu kommen, daß die reformatorischen Kirchen der römisch-katholischen Kirche wieder volle Kirchengemeinschaft gewähren können, weil sie erkennen, daß sie der gewandelten römisch-katholischen Kirche gegenüber den Häresievorwurf nicht mehr aufrechterhalten können — noch (und neuerdings wieder in verstärktem Maße) sieht es nicht so aus. Die römisch-katholische Kirche ist demgegenüber in einer anderen Situation. Sie kann, und das ist letztlich die Quintessenz, die Ratzinger in seinem inzwischen berühmtgewordenen Grazer Vortrag gezogen hat, Kirchengemeinschaft erst gewähren, wenn sie darauf verzichtet, sich selbst in ihrem vollen geschichtlichen Gewordensein zum Maßstab der Legitimität von Kirche zu machen. Ich vermag nicht zu sehen, wie das ohne ein Wunder Gottes geschehen könnte.

Albert Mauder